

(Nachdruck verboten.)

27]

Die Arena.

Roman von Vicente Blasco Ibañez.

Autorisierte Uebersetzung von Julio Brouta.

„Sie sind genau so wie wir,“ sagte er mit Rührung, „nur die Sprache fehlt ihnen. . . Was sage ich, wie wir? Es gibt deren, die gescheiter sind als ein Mensch.“

Und er erzählte von Lobito, einem alten, bereits gegähmten Stier, indem er versicherte, daß er ihn für ganz Sevilla mit samt der Giralda nicht hergeben würde. Sobald er, durch die weiten Ländereien galoppierend, die Herde, bei der dieses Prachtthier weidete, zu Gesichte bekam, genügte ein Ruf, um seine Aufmerksamkeit zu erregen. „Lobito!“ Und Lobito verließ seine Gefährten, kam dem Marquis entgegen und beneßte mit seinem freundlichen Maul die Stiefel des Reiters, trotzdem es ein kraftvolles Tier war, das der ganzen Herde Respekt einflößte.

Der Züchter stieg alsdann vom Pferde, suchte aus der Reittasche ein Stück Schokolade hervor und gab es Lobito, der seinen mächtigen, mit ungewöhnlich großen Hörnern bewaffneten Kopf dankbar schüttelte. Einen Arm um den Hals des Tieres gelegt, schritt der Marquis weiter und mischte sich ruhig unter die Schar der Stiere, die, durch die Gegenwart eines Menschen erregt, sich unruhig hin und her bewegten. Gefahr war nicht vorhanden. Lobito ging weiter, wie ein Hund, seinen Herrn mit seinem Körper deckend, und blickte nach allen Seiten hin, wie um die Gefährten mit seinen feurigen Augen in Schrecken zu halten. Wenn ein besonders fester Stier herankam und den Marquis beschnüffelte, fand er sich von den Hörnern seines Begleiters bedroht, und wenn sich einige zusammentaten, um ihm mit plumpen Kopfbewegungen den Weg zu versperren, stemmte Lobito seinen bewaffneten Kopf zwischen sie und brach sich Bahn.

Ein Schimmer der Verzückung und der Rührung legte sich auf die glatten Lippen und den weißen Badenbart des Marquis, wenn er sich die bemerkenswertesten Züge aus dem Leben einiger Tiere seiner Züchterei ins Gedächtnis zurückrief.

„Der Stier! . . . Es ist das edelste Tier der ganzen Schöpfung! Wenn die Menschen wären wie sie, wäre alles in der Welt besser. Da war zum Beispiel der arme Coronel. Erinnern Sie sich dieses hochherrlichen Tieres?“

Und mit dem Finger wies er auf eine große Photographie in prachtvollem Rahmen, die ihn selbst in viel jüngeren Jahren darstellte, von mehreren weißgekleideten Mädchen umgeben, alle inmitten einer Wiese auf einer schwärzlichen unförmlichen Masse sitzend, an deren einem Ende ein paar Hörner sichtbar waren. Diese dunkle, rohe Banf mit scharfen Rücken war Coronel. Groß von Gestalt und von äußerster Wildheit gegen seine Herdengenossen, zeigte er sich seinem Herrn und dessen Familie gegenüber von liebevoller Unterwürfigkeit. Er war wie jene Bulldoggen, die, grimmig gegen Fremde, sich von den Kindern des Hauses am Schwanz und an Ohren zerrren lassen und alle ihre Ausgelassenheiten mit einem gutmütigen Grunzen hinnehmen. Der Marquis war von seinen noch ganz jungen Töchtern begleitet, und der Stier schnüffelte an den weißen Kleidern der Kleinen herum, die sich furchtsam an die Beine ihres Vaters klammerten, bis sie schließlich mit kindlichem Uebermut ihm das Maul fesselten. „Seg Dich, Coronel!“ Das Tier ließ sich auf die Knie nieder und schließlich auf den Bauch der Länge nach auf den Boden und die Familie setzte sich auf ihn, hin und her bewegt von dem mächtigen Blasebalg seiner Lungen.

Eines Tages, nach langem Hin- und Herschwanken, verkaufte der Marquis das Tier für den Zirkus von Pamplona und wohnte dem Schauspiel selbst bei. Die Erinnerung an dies Ereignis brachte ihn jedesmal zur Rührung und seine Augen verschleierten sich mit einem nassen Glanz. In seinem Leben hatte er keinen Stier wie diesen gesehen! Mutig trat er in die Arena ein, in deren Mitte er stehen blieb, erstaunt über das helle Licht nach dem trüben Dunkel des Zwingers und über den Lärm von Tausenden von Menschen nach der Stille des Gehöftes. Aber sobald ihn ein Picador

mit der Lanzenspitze berührt hatte, schien er den ganzen Zirkus mit seiner ungeheuren Wildheit auszufüllen.

Er schonte weder Menschen noch Pferde. In einem Augenblick hatte er alle Pferde nebst ihren Reitern über den Haufen geworfen oder die Picadore in die Luft geschleudert. Die Bediensteten sprangen herbei, und der ganze Ring glich einer Hufschmiede. Die Zuschauer verlangten noch mehr Pferde, und Coronel, in der Mitte des Platzes, wartete, bis jemand sich nähern würde, ihm heimzuleuchten. Solchen Edelmut und solche Kampflust wird man nie wieder zu sehen bekommen. Ihm genügte ein Wink, um heranzuspringen und den Kampf aufzunehmen mit einer Todesverachtung, die die Begeisterung der Zuschauer ins Riesenhafte steigerte. Als das Signal zum Töten ertönte, hatte er vierzehn Lanzenstiche ausgehalten und hatte den Hals mit Vanderillas gespickt. Trotzdem war er noch so ungebrochen und kühn, als hätte er seinen Weideplatz nie verlassen. Alsdann . . .

Hier machte der Stierzüchter immer eine Pause, um Atem zu schöpfen und seine zitternd gewordene Stimme zu kräftigen.

Alsdann sah sich der Marquis de Moraima, der sich in seiner Loge befand, plötzlich und ohne zu wissen wie, hinter der den Ring abschließenden Barriere, inmitten der Bediensteten, die, von dem an Zwischenfällen so reichen Kampfe aufgeregt, herumsprangen, und in nächster Nähe des Matadors, der sein rotes Tuch mit einer gewissen Ruhe zurechtlegte, als ob er den Augenblick verzögern wollte, wo er einem so kraftvollen Tiere den Garaus machen sollte. „Coronel!“ schrie der Marquis und lehnte den Oberkörper über die Barriere hinaus, mit den Händen an die Bretter klopfend.

Das Tier stand unbeweglich, hob jedoch den Kopf bei diesem Rufe aus einer fernen Gegend, die es nicht wiedersehen sollte. „Coronel!“ . . . Endlich bog er den Kopf zur Seite, bemerkte einen Mann, der es von der Barriere aus anrief und sprang in gerader Linie auf ihn zu. Allein auf halbem Wege mäßigte es seine Schritte und näherte sich langsam, bis es mit seinen Hörnern die sich ihm entgegenstreckenden Arme berührte. Die Streifen Blutes, die aus den in seinen Hals eingefleischten Hölzern und der aufgerissenen Haut, die die blauen Muskeln bloßlegte, hervorquollen, hatten seinen Nacken dunkelrot gefärbt. „Coronel! Mein Sohn!“ . . . Und als ob der Stier diese Ausbrüche der Rührung verstanden hätte, erhob er den Kopf und beneßte mit seinem Schaum den Badenbart seines Herrn. „Warum hast Du mich hierher gebracht?“ schienen seine stolzen, von Blut unterlaufenen Augen zu fragen. Und ohne zu wissen, was er tat, küßte der Marquis zu wiederholten Malen die Rüstern der Weste, die vom wütenden Schnauben feucht geworden waren.

„Den darf man nicht töten!“ schrie eine mitleidige Seele aus dem Zuschauerraum, und als ob diese Worte die Gedanken des ganzen Publikums wiedergäben, erfüllte ein Ausbruch von Rufen die Luft, die dieselbe Forderung stellten, während Tausende von Taschentüchern geschwenkt wurden. „Man soll ihn nicht töten!“ — In jenem Augenblick, von unbestimmter Rührung ergriffen, verschmähte die Menge ihr eigenes Vergnügen, verabschiedete den Stiertöter in seinem glänzenden Kostüm und mit seinem nutzlosen Selbdenmut, bewunderte die unbändige Kraft des Tieres und fühlte sich von diesem beschämt, indem sie sich eingestehen mußte, daß unter so vielen mit Vernunft begabten Geschöpfen keines es mit dem armen Tiere an Adel der Gesinnung und Empfindung aufnehmen konnte.

„Ich brachte ihn wieder zu mir zurück,“ sagte der Marquis bewegt, „und händigte dem Unternehmer seine zweitausend Pesetas wieder ein. Ich hätte ihm mein ganzes Vermögen dafür gegeben. Ein Monat Weidegrund, und keine Narbe war mehr am Nacken Coronels sichtbar. . . . Ich wollte das tapfere Tier Alters sterben lassen, aber die Guten und Edlen bringen es nicht weit auf dieser Welt. Ein bössartiger Stier, unfähig, ihm gerade in die Augen zu schauen, tötete ihn verräterischerweise durch einen Stoß von hinten.“

Nachdem sich die Ergriffenheit gelegt hatte, kam man jedes Mal auf die Gegner der Stiergefechte, die diese „Kunst“ im Namen des Tierschutzes herabwürdigten. Torheiten der Ausländer! Irrtümer der Unwissenden, die die Tiere nur an den

Sörnern zu unterscheiden verstehen und die einen Schlachthochsen genau so wie einen Kampfstier ansehen! Der spanische Stier sei eine wilde Bestie, die kühnste Bestie der Welt. Und sie gedachten der zahlreichen Kämpfe zwischen Stieren und gefährlichen Raubtieren, in denen die nationale Bestie stets ohne Schwierigkeit gesiegt hatte.

„Auch das habe ich mit angesehen,“ sagte er. „Ein großer eiserner Käfig inmitten des Zirkus und Barrabas darin. Zuerst wurde der Löwe losgelassen, und die verdammte Kage, die Gutmütigkeit des Stieres benützend, sprang auf seinen Rist und begann, ihn mit Zähnen und Klauen zu zerfleischen. Barrabas raste wie eine Furie herum, um ihn abzuschütteln und vor die Hörner zu bekommen, die seine Waffen sind. Durch eine seiner freisförmigen Bewegungen gelang es ihm endlich, den Löwen vor sich zu werfen und ihn aufzuspießen, und, meine Herren, wie ein Spielball! Er nahm ihn von einem Horn auf andere und warf ihn in einem fort herum, bis er ihn verächtlich zur Seite stieß und der sogenannte König der Tiere wie ein Lumpenballen fortgeworfen, Klageklänge wie eine geprügelte Kage von sich gab. . . . Dann wurde der Tiger auf Barrabas losgelassen, und da ging die Sache noch schneller. Kaum wurde der Stier ihn gewahr, spießte er ihn auf, warf ihn in die Luft und nach gehörigem Herumschütteln flog der Tiger in die Ecke wie der andere, wo er sich zusammenkauerte und kleinlaut liegen blieb. Und Barrabas, der obendrein ein böshafter Spötter war, verrichtete seine Notdurft über den beiden Bestien, und als der Vändiger sie herauschleppte, genügte ein Korb voll Sägemehl nicht, um die Spuren des Kampfes zu verwischen, da sie vor Angst ihren ganzen Leibesinhalt von sich gegeben hatten.“

Bei den „Fünfundvierzigern“ erzeugten diese Erinnerungen stets großes Gelächter. Der spanische Stier! Dem soll man mit Löwen und Tigern kommen! Und in den beifälligen Ausrufen dieser Leute lag ein Ausdruck nationalen Stolzes, wie wenn der herausfordrende Mut der spanischen Bestie gleichzeitig die Ueberlegenheit ihres Landes und ihrer Rasse über die übrige Welt bedeutete hätte.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

1)

Das Meer.

Von R. Ewald. Autorisierte Uebersetzung von G. Kib.

Mit seinen weißen Kreideseifen ragt das Land aus dem Meere empor.

Da oben wuchsen grüne Buchenwälder und Gräser und goldenes Getreide und tausend bunte Blumen. Die Vögel zwitscherten, und die Fische sprangen. Die Bauern pflügten ihre Felder, und hart am Felsufer hatte ein vornehmer Herr sich ein Schloß erbaut, das mit Türmen und Thürmchen und goldenen Wetterfahnen in die Lüfte ragte.

Darüber lag, hoch und blau, der Himmel. Und unten rollten die Bogen des Meeres.

„Ich kann machen, was ich will,“ rief das Meer. „Bin ich milde gestimmt, so lasse ich die kleinste Muschelschale auf meinem Rücken tanzen; und es geschieht ihr nichts. Bin ich aber zornig, so zerschmettere ich das größte Schiff und sende es mit Mann und Maus auf meinen Grund hinab. Niemand ist über mir, niemand neben mir.“

„Ich bin über dir,“ grollte der Himmel.

„Gott mag wissen, was für ein Gefelle du eigentlich bist,“ sagte das Meer. „Du hängst da oben und blägst dich auf, aber bei genauerer Prüfung würde sich wohl herausstellen, daß du nur Humbug bist.“

„Ich spiegle mich ja in dir, so daß du sehen kannst, wer ich bin,“ erwiderte der Himmel.

„Das tuft du, solange es mir paßt,“ sagte das Meer. „Kräufele ich mich aber nur ein wenig, so verwische ich dein Bild.“

„Von mir hast du deine blaue Färbung,“ entgegnete der Himmel.

„Naß,“ sagte das Meer. „Das magst du Kindern und Bauern vorreden. Ich habe meine eigene Farbe. Und ich habe viele Farben ringsum in der Welt, soweit ich meine Wellenrollen lasse. Die habe ich von den Tieren und Pflanzen, die in meinem Schoße wachsen.“

Da rief das Land: „Ich bin auch noch da, und ich bin doch zum mindesten deinesgleichen, wenn nicht noch mehr.“

Da schlug das Meer mit seinen Wellen gegen die Felsküste und riß ein kleines Stück von dem Kreideseifen los.

„Du?“ drohte es. „Du bist mein Geschöpf und nicht ein bißchen mehr. So wie du dastehst mit all der Herrlichkeit, mit der du prahlst, bist du aus meinem Grunde emporgewachsen.“

„Du lägst,“ rief das Land.

„Wirklich?“ war die Antwort des Meeres. „Greif in deine Brust, und du wirst sehen, daß es wahr ist, was ich sage. Deine

weiße Kreide ist voll von meinen Tieren, Schnecken, Muscheln und Korallen. Jede Handvoll deines Bodens zeigt, woher du stammst.“

„Ich mache mir nichts aus solchen alten Geschichten,“ sagte das Land. „Das ist schon so lange her, daß es jetzt nicht mehr wahr ist. Jetzt habe ich meine eigenen Pflanzen und meine eigenen Tiere, die hundertmal schöner sind als die deinen. Und ich denke, du lässest mich bleiben, was ich bin.“

„Das meinst du,“ sagte das Meer. „Aber daß du so dastehst, verdankst du meiner Gnade. Ich habe dich aufgebaut; und ich reiße dich wieder nieder, wenn ich Lust dazu habe. Ich mache, was ich will.“

„Komme, wenn du Mut hast,“ rief das Land.

Das Meer lachte und zeigte seine weißen Zähne. Dann erfaßte es wieder ein kleines Stück Kreideseifen und noch eins und noch eins.

„Biel Vergnügen,“ sagte das Land.

Und die Wälder und Gräser grüntem, die Blumen dufteten, die Vögel zwitscherten, und die Fische sprangen, die Bauern pflügten ihren Acker, und das Schloß ragte mit seinen Türmen und Thürmchen und goldenen Wetterfahnen in die Lüfte.

Jahr auf Jahr, Jahrhundert auf Jahrhundert berging; denn die Großen rechnen mit großen Zahlen. Das Meer umschäumte das Land und nahm ein Felsstückchen nach dem anderen fort.

„Du wirst mir etwas zudringlich,“ sagte das Land.

„Ich mache, was ich will,“ entgegnete das Meer. „Und ich nehme nur, was mein ist.“

„Meine Spitze erreichst du nie,“ versicherte das Land.

Aber das Meer wogte und arbeitete, Tag auf Tag, Jahr auf Jahr, Jahrhundert, Jahrhundert. Immer mehr Felsstücke rollten in seinen Schoß und wurden zerdrückt und fortgespült. Immer tiefer höhnte das Meer den Felsen aus. Im Keller des Schlosses hörte man bei richtigem Sturme schon das Getöse der See.

Und eines Nachts stürzte der Kreideseifen mit der Burg und dem Wald zusammen.

Mit fürchterlichem Krachen fiel er ein, so daß niemand den Todessehrei der Menschen und Tiere hörte. Der Schaum spritzte hoch empor, während der Sturm sang und die Bogen erbrausten.

Drei Tage danach war das Meer still und blank. Nur die Hälfte des Felsens war übriggeblieben. Der Rest war zerschmettert, verschwunden, spurlos ausgelöscht von der Erde.

„Jetzt bist du da, wo du vorher warst,“ triumphierte das Meer. „Wir wollen einmal sehen, wie du dich aufführst; vielleicht erlaube ich dir, dich noch einmal zu erheben.“

„Du böses Meer,“ schalt der Felsen.

„Doch das Meer blieb hart: „Ich mache, was ich will.“

Dem Felsen gegenüber, auf der anderen Seite des Meeres, aber viele, viele Meilen weit entfernt, sah das Land ganz anders aus.

Es war flach, und ringsum grüntem große Wiesen, auf denen die Kühe weideten. Viele Häuser gab es dort nicht; und die, die da waren, waren auf hohen Wällen, Steindämmen oder Pfahlwerken errichtet.

„Ich habe Furcht vor dem Meere,“ sagte der Bauer, „dem mächtigen, eigentwilligen Ungetüm, das da macht, was es will. Steis kann es kommen und mir meine Wiesen und Kühe wegschülen. Ich lebe von seiner Gnade und hoffe auf seine Barmherzigkeit.“

„Sieh da — das war wohl gesprochen,“ sagte das Meer. „Der Vernünftige weiß, wer der Stärkere ist.“

Und manchmal überspülte das Meer die Wiesen, um zu zeigen, daß es machen konnte, was es wollte. Der Bauer erbaute Deiche, um sich durch Schleusen zu schützen, damit das Meer wieder ablaufen konnte, wenn es hereingespült war.

„Nun du nur,“ höhnte das Meer, „ich spül' über die Firslesanze da weg, sobald ich Lust habe.“

„Ich weiß es wohl,“ erwiderte der Bauer. „Ich habe die Schleusen erbaut, damit deine Herrlichkeit möglichst leicht zurücklaufen kann, wenn es dir behagt.“

„Gut,“ sagte das Meer.

„Versöhne meine grünen Wiesen,“ bat das Land.

„Ich mache, was ich will,“ rief das Meer.

Und um seine Macht zu zeigen und sie in Unruhe zu versetzen, spielte das Meer täglich mit ihnen.

Es zog sich so weit zurück, daß man nur fern am Horizont einen aligierenden Streifen wahrte. Der ganze Grund war trocken, der Tang ließ seine Blätter hängen, und die Garnelen ihre Fühler, und sie fühlten sich entsetzlich unbehaglich.

„Es ist Ebbe,“ sagte der Bauer.

Eine Weile danach kam das Meer dann wieder, zuerst sachte und dann schneller, in kleinen Wellen, die sprangen und hüpfen, und in großen, die mit Macht heranrollten. Im Sandumdrehen war der Boden wieder bedeckt. Die Tangblätter säckelten wie die Blätter im Walde. Und die Garnelen sprangen zwischen ihnen umher wie die Vögel in den richtigen Bäumen oben am Lande.

„Es ist Flut,“ sagte der Bauer.

„Ich bin es,“ berichtigte das Meer.

Eines Tages ging die Wölve dicht am Strande spazieren. „Ich weiß nicht, was das ist,“ bemerkte sie, „hier wird es leichter und feichter. Man kann sich ja kaum noch ordentliche nasse Kühe holen.“

„Das kommt daher, weil ich ein Stück Land baue,“ erklärte das Meer.

„Du?“ erwiderte die Möwe. „Ich dachte, du riffest nur wieder.“

„Ich mache, was ich will,“ sagte das Meer.

Und als es Ebbe wurde, und das Meer fort war, stand eine seltsame Pflanze auf dem Meeresgrunde. Die hatte keine Blätter, sondern nur merkwürdige, dicke Stengel, in denen Saft war. Sie war rot und grün und durchsichtig wie Glas. Und ihre Blüten waren so winzig, daß man sie kaum bemerkte.

„Was bist du für ein Gefelle?“ fragte der Tangbusch.

„Ich bin das Salzkrant.“

„Du gleichst uns nicht.“

„Ich gehöre auch nicht zu euch,“ antwortete das Salzkrant. „Ich gehöre zu den Pflanzen oben am Lande.“

„Dann steh' dir Gott bei, wenn das Meer kommt,“ erwiderte der Tangbusch.

„Nach' dir meinetwegen keine Sorgen,“ sagte das Salzkrant.

„Ich finde mich schon zurecht und erfülle meine Mission.“

„Also du hast sogar eine Mission,“ sagte der Tangbusch und lächelte; aber ganz schwach, denn er war sehr ermattet von der Dürre.

„Ich sammle Schlick,“ sagte das Salzkrant. „Ich helfe nach, so daß alles, was von kleinen Stücken Lehm und Kreide und anderen Dingen im Meere ist, Zeit findet, zu Boden zu sinken. Das ist der Schlick. Mit der Zeit wird richtiges Land, werden grüne Wiesen daraus.“

„Und du bildest dir ein, daß das Meer dich gewähren läßt?“ fragte der Tangbusch.

„Wart' es ab,“ erwiderte das Salzkrant. „Und ruhe ein bißchen. Du siehst ziemlich angestrengt aus. Du kannst nicht alles vertragen, so wie ich.“

Dann kam die Flut wieder, und das Meer rollte herzu.

Der Tangbusch freute sich, das Salzkrant ins Unglück kommen zu sehen. Aber es wurde ein mäßiges Vergnügen. Denn das Salzkrant stand aufrecht da und streckte seine Zweige ins Wasser aus.

„Du mächtiges Meer,“ sagte der Tangbusch. „Da steht ein grüner Bursche, der sich Salzkrant nennt und erzählt, daß er mit deiner Erlaubnis Land baut. Ist das wohl richtig?“

„Gewiß,“ sagte das Meer. „Du dumme Tangbusch verstehst auch immer nur die Hälfte von den Dingen. Du glaubst, ich hätte kein anderes Vergnügen als zu rollen und zu schäumen und das Land zu zerstören; und du weißt nicht, daß es mir ebensogut gefällt, Land aufzubauen. Jetzt baue ich; und es wird nicht lange dauern, dann liegt du in der Sonne und verfaulst.“

„Gott steh' denen bei, die sich auf die großen Herren verlassen,“ sagte der Tangbusch.

„Du bist heute so unruhig, Meer,“ schalt das Salzkrant. „Wenn du dich nicht legst, so kann ich keinen Schlick sammeln.“

„Verzeihung, Verzeihung, mein liebes Salzkrant,“ sagte das Meer. „Jetzt werde ich aufpassen. Ist es nun gut?“

„Du mußt noch ruhiger sein,“ sagte das Salzkrant.

Und es breitete seine Zweige aus, so daß sie den Wellenschlag durchbrachen, und schimpfte und zeterte unaufhörlich. Immer neue Millionen winziger Lehm- und Kalkstückchen sanken zu Boden, der unmerklich aber stetig stieg. (Fortsetzung folgt.)

Rouget de l'Isle.

Zum 150. Geburtstag des Dichters der Mar-seillaise am 10. Mai.

Ein einziges Lied, in heilig-großer Begeisterung empfunden, hat den Namen Rouget de l'Isles ins Buch der Völkergeschichte eingetragen. Den Pulsschlag seiner opferbereiten, von den Gedanken der unüberäußerlichen Menschenrechte stürmisch erfüllten Zeit empfing dies Lied und es hilft ihn weitertragen, wie immer auch die Schicksale des Liedes sein mögen. Der donnernde Groll der Empörung und des Abscheus gegen Tyrannie und jede Art Raub am allgemeinen Gut der Freiheit bleibt in Wort und Ton des Liedes, mag auch sein Schicksal sich so gewendet haben, daß es nicht mehr als Sturmarsch des revolutionären Renaissancesgebots dienen kann.

Die intrigante Gegenrevolution des erschütterten französischen Königtums konnte im Frühling 1792 den Augenblick nahen sehen, wo ihr entscheidender Trupp auf den Tisch fliegen durfte. Der feudale Absolutismus der europäischen Mächte drängte in Waffen an die Grenze Frankreichs heran. Wollte die Revolution sich nicht erstickend lassen, so mußte sie den Gegnern zuvorkommen, und so setzte die Pariser Nationalversammlung die Kriegserklärung gegen Oesterreich und dann auch gegen Preußen durch. Louis XVI. ging ohne Zaudern auf ihren Willen ein: nach seiner Rechnung mußten nur um so schneller die Dinge in Frankreich zu seinen Gunsten umschlagen; denn daß die heimlichen Helfer seiner Politik, die österreichischen Heere, siegen würden, daran zweifelte er nicht.

Ein paar Tage nach der Kriegserklärung, mitten in der Erregung des Abmarsches der französischen Truppenmassen nach der Rheingrenze, in der Nacht vom 24. auf den 25. April, ist damals die Marseillaise entstanden. In Straßburg. Der dort kommandierende General Kellermann wußte von einem jungen tüchtigen

Genieoffizier, daß er dichterisch begabt war, und forderte ihn auf, ein Lied zu dichten, das den kriegerischen Geist der Soldaten aufzuwecken sollte. Der nächste Tag schon sah die Hymne fertig. Ein Oratorium — Esther von Jean Baptiste Grison — verhalf zur Melodie, und am 25. April noch sang Rouget de l'Isle das neue Lied im Hause des Bürgermeisters Dietrich vor. Es zündete sofort, wurde nach ein paar Tagen schon öffentlich in Straßburg von der Kapelle der Nationalgarde gespielt, als „Kriegsgefang für die Rheinarmee“ gedruckt und nun von der allgemeinen patriotischen Aufregung schnell ins Land getragen. Nach Marseille hat es ein Student gebracht; er sang es bei einem Bankett, das die Stadt fünfshundert nach Paris marschierenden Kriegsfreiwilligen gab. Unterwegs wuchs dem Liede noch eine Strophe hinzu: die Jugendstrophe. Der Abbé Besnonneau hat sie geschrieben. Er ließ sie in Wien von Kindern zur Begrüßung der Marseiller singen. Diese Freiwilligen zogen ein paar Wochen später unter den Klängen des Liedes in Paris ein. Diese Stunde hat der Kriegshymne den historischen Namen des Sanges der Marseiller (Chant des Marseillais), der Marseillaise, gegeben.

Aber daß die Pariser ein so aufmerksames Auge gerade auf die Marseiller Truppe warfen, lag nicht an dem neuen Liede. Das Lied half nur mit, die Begeisterung für diese Truppe, die schon vorher vorhanden war, noch weiter emporzutreiben.

Paris garte. Der Sturm auf die Tuilerien, der am 10. August geschah, bereitete sich weiterleuchtend vor. Das Volk fühlte, daß das Königtum Hochverrat übte, daß es mit den Landesfeinden im Einverständnis war; auch das Lied Rougets zeugte von dieser gesunden Bitterung der Massen. Und die Führer der Revolution in Paris waren entschlossen, dem royalistischen Gegner zuvorkommen. Unter diesen Umständen war es von größter Wichtigkeit, zu wissen, daß auch draußen im Lande die revolutionäre Stimmung flammte. Das Marseiller Bataillon war ein günstiges Zeichen, und in der Begeisterung der Pariser Bevölkerung für diese Truppe prägte sich gewissermaßen die Wucht ihrer revolutionären Wünsche und Hoffnungen ab. Die Begeisterung war revolutionäre Demonstration, und die Marseiller tauchten in den Tagen, die zum 10. August hinführten, noch einmal an wichtiger Stelle auf. In seiner großen „Geschichte des Sozialismus“ kommt Jaurès darauf zu sprechen. Die Stelle ist interessant genug. Er schreibt:

„Die demokratische und im Volke wurzelnde Revolution, die im Werden war, hatte zwei Organe, die sich von selbst gebildet hatten. Das eine war der Ausschuß der Föderierten; das andere war die Delegiertenversammlung der Sektionen. Die Kraft und die Leidenschaft der Föderierten war einzigartig gewachsen durch die Ankunft des Bataillons der Marseiller Föderierten am 30. Juli.

Rebecqui, Barbaroux hatten sie nach Paris geführt. Man kannte die Kämpfe, die die Föderierten von Marseille schon im Midi für die Revolution durchgemacht hatten. Man wußte, daß die kühne südlische Stadt heiß erglühte von republikanischem Geiste, von Haß gegen das Königtum, und die Vorstadt Saint-Antoine empfing das Bataillon mit Begeisterung, als es in Paris einrückte.

Es sang den Sang des Kampfes und der Freiheit, den vor kurzem in Straßburg Rouget de l'Isle wie eine Herausforderung des gegen den Rhein marschierenden Feindes in die Welt geworfen hatte. Dieser Sang war, wenn man ihn richtig bezeichnen will, nicht das Werk eines einzelnen Menschen; der hatte lediglich wiederholt und herrlich rhythmisch besetzt die Worte des Jornos und der Hoffnung, die seit einigen Monaten überall in Frankreich aus den Herzen loderten.

Gegen den niederträchtigen Despoten im Lande drohten diese Worte ebenso wie gegen die niederträchtigen Despoten jenseits der Grenzen. Sie wirkten in der schon erhitzten Stadt wie ein Feuersturm, der herannah. Der Zentralausschuß der Föderierten tagte in einem Klubsaal der Jakobiner von Saint-Honoré. Er bestand aus 43 Mitgliedern, die sich seit Anfang Juli regelmäßig aller drei Tage versammelten. Die Föderierten waren Latwenschen, sie begriffen schnell, daß nur eine ausländische Bewegung die Krise lösen würde, und sie wählten aus den 43 Delegierten des Zentralausschusses ein geheimes Direktorium von fünf Mitgliedern, die die Ereignisse überwachen und den Aufruf vorbereiten sollten. Die erste Sitzung dieses Direktoriums fand in einer kleinen Schenke, in der Goldenen Sonne, Saint-Antoine-Straße, nahe der Bastille, in der Nacht vom Donnerstag auf Freitag statt, nach dem Bürgerfeste, das den Föderierten auf dem Bastilleplatz gegeben worden war.

Die Ankunft des Marseiller Bataillons gab sozusagen das Zeichen zum Beginn der Feindseligkeiten. Santerre (einer der Beisitzer des Direktoriums) bot ihnen ein bürgerliches Bankett in den Champs-Élysées, zum Schluß des Banketts gab es einen Zusammenstoß zwischen den Föderierten und den Nationalgardien von Petits-Pères und Filles-Saint-Thomas, die dem Königtum ergeben waren. Das war das Vorpostenschermüchel, das die nahende große Schlacht ankündigte. Das Aufstands-Direktorium trat von neuem zu einer zweiten „Aktions-sitzung“ am 4. August zusammen. . . . In dieser zweiten Sitzung war's, sagt Garca, dessen Bericht nicht bestritten worden ist, daß ich eigenhändig den ganzen Aufstandsplan niederschrieb: den Marsch der Kolonnen und den Angriff aufs Schloß.“

Und in diesen Tagen eroberte sich die Marseillaise Paris, und

ste erschütterte die Luft, als das Volk — die Marsellier an der Spitze — die Tuilerien stürzte. Sie ist das Lied der thronstürzenden, autokratieverwärtenden Revolution von unten auf.

Rouget de l'Isle — er hieß mit Vornamen Claude Joseph und stammte aus altangesehener Familie in Vonsle-Saunier — ist als Person hinter seinem Liede fast verschwunden. Er hat noch mancherlei Dichterisches geschrieben, doch es bedeutete nichts und wurde vergessen. Er selbst hat sein Blut in den Kriegen der Revolution vergossen, hat später jahrelang in bitterer Armut gelebt und ist erst nach der Julirevolution von 1830 durch eine Pension des Bürgerkönigtums von Sorgen befreit worden. Er starb am 26. Juni 1836 in Choisy-le-Roi, und in seinem Sterbeorte hat man ihm ein Denkmal errichtet. Warum das? Die Marsellaise genügt wahrlich. Sie war in demselben Jahre geboren, in dem Goethe am Tage der überraschenden Kriegsereignisse bei Valmy — am 20. September 1793 — das Wort sprach: „Von hier und heute geht eine neue Epoche der Weltgeschichte aus und ihr könnt sagen, ihr seid dabei gewesen.“ Er hatte die Wucht des Revolutionsheeres begriffen. Die Marsellaise, in der diese Wucht sich rhythmisch und wörtlich ausdrückte, hat er freilich nicht leiden können, wenigstens nicht im Munde wohlhabender Leute. Sie war nach seiner Meinung bloß „zum Trost und zur Aufmunterung der armen Teufel geschrieben und komponiert“. Aber sie war schnell — den Revolutionskolonnen weit voraus — in Deutschland eingedrungen und zündete auch hier mächtig.

Im Jahre 1792 hielt sich in Deutschland die Begeisterung für die Revolution noch auf größter Höhe. Bald gab es Uebersetzungen und eigene Lieder zur Marsellier Melodie. Der wadere Johann Heinrich Voss, einer von den wenigen, die sich durch den Gang der Revolution nicht um ihre ideale Begeisterung bringen ließen, dichtete schon 1792 ein hartknorriges „Kriegslied der Neustranfen“ nach der Melodie Rougets; ein anderes, das von der Art an die Marsellaise ausgeht, wurde im folgenden Jahre in Hamburg öffentlich gesungen. Und als in der Julirevolution von 1830 das Lied in Frankreich mächtig auferstanden war, hallte es bald auch jenseits des Rheines. Im Sturmjahre 1848 schrieb der Berliner Ehler eine Uebersetzung, die man in kleinen Liederheften jener Zeit findet, und später hat auch Jakob Audorf eine Uebersetzung versucht. Den Rhythmus des Liedes treffen diese Nachdichtungen freilich nicht. Den hat auch nur einer getroffen, und nicht in einer Uebersetzung, sondern in einem eigenen starken Liede: nämlich Freiligrath in dem ersten Gedichte seines berühmten Zyklus von 1846: *Ca ira*.

Peary in Berlin.

Robert Peary hat nun auch in Berlin seine Visitenkarte abgegeben, und zwar zunächst vor der dortigen Geographischen Gesellschaft, denn es ist mit Recht üblich, daß auch die mehr sportlichen Forschungsreisenden zuerst das Handwerk grüßen, zu dessen Förderung ihre Mühe in erster Linie aufgewandt ist. Wer nun von den vielen Besuchern des Vortrages gekommen wäre, um aus dem eigenen Munde des Reisenden die „Beweise“ für die Erreichung des Nordpols zu hören, um die ein so heftiger Streit entbrannt und für manchen heute noch nicht entschieden ist, der wird enttäuscht von dannen gegangen sein. Das ist wohl jetzt aber nicht mehr die Hauptsache und für eine ruhige, einer sensationellen Aufregung abholden Leute auch nicht gewesen. Im allgemeinen hat man bisher einem Reisenden immer das Vertrauen entgegengebracht, die von ihm selbst nach seiner Rückkehr gemachten Angaben für glaubwürdig zu halten, und erst beim Schlufkampfe um den Nordpol ist es dann anders geworden. Genug, Peary hat in seinem Vortrag überhaupt nur eine Art von wissenschaftlichen Beobachtungen erwähnt, nämlich die in dem Polarmeere von ihm ausgeführten Lotungen, deren Ergebnisse freilich von erheblicher Wichtigkeit sind. In der Breite von 85 Grad und 23 Minuten fand er eine Meerestiefe von nur 310 Faden (560 Metern), nur 10 englische Meilen weiter nördlich eine solche von 700 Faden oder rund 1250 Metern, in 87 Grad 15 Minuten 1260 Faden (2270 Meter), endlich in einem Abstand von nur 5 Meilen vom Pol die sehr erhebliche Tiefe von 1500 Faden (2700 Meter). Die drei letzten Zahlen haben aber nur die Bedeutung eines Mindestmaßes, weil der Meeresboden bei diesen Lotungen noch nicht erreicht wurde, so daß man nur sagen kann, das Meer müsse an diesen Stellen noch tiefer sein. Peary hat jedenfalls bewiesen, daß sich ein Meer von erheblicher Tiefe über den Nordpol erstreckt und damit die Vermutung bestätigt, die schon im achtzehnten Jahrhundert die Walfänger im Nordpolargebiet geäußert hatten. Schon damals nämlich fiel es auf, daß sich in günstigen Jahren offenes Meer bis in hohe Breiten eröffnete. Es ist sogar wahrscheinlich, daß manche englische Walfangschiffe vor mehr als 200 Jahren bereits so hohe Breiten wie 82 bis 83 Grad in offenem Wasser erreicht haben, ein Erfolg, der dann erst nach langer Zeit wieder erlangt wurde. Einige holländische Schiffe behaupteten damals sogar bis zu 89 Grad, also ganz nahe an den Pol, gelangt zu sein, wurden aber von sachverständiger Seite widerlegt.

Peary trennte sich bekanntlich von seinem letzten europäischen Begleiter, dem Kapitän Bartlett, in der Breite von 87 Grad und 48 Minuten. Die Strecke von diesem Punkt bis zum Pol belief

sich also auf rund 240 Kilometer, die von Peary in fünf Gewaltmärschen überwunden wurde. Wenn überhaupt ein Polarreisender der Gegenwart zu einer so ungewöhnlichen Leistung befähigt sein konnte, so war es Peary. Das geht am besten aus der Uebersicht hervor, die der Reisende selbst von seiner Laufbahn als Polarforscher gegeben hat. Nicht weniger als acht Reisen hat er ins arktische Gebiet unternommen, 6 von ihnen mit dem bestimmten Plan, den Pol zu erreichen, und mehr als 12 Jahre seines Lebens hat er innerhalb des nördlichen Polarkreises zugebracht. Die erste Reise unternahm er vor nunmehr 24 Jahren, also im Jahre 1886. Er drang auf dem grönländischen Inlandeise von der bekannten Disfobucht aus ungefähr 160 Kilometer nach Norden vor und gelangte bis zu einer Breite von nicht ganz 70 Grad, dafür in eine Meereshöhe von 2300 Metern. Die folgende Reise fiel in die Jahre 1891 und 1892 und erstreckte sich über 16 Monate. Bei dem Vornmarsch gegen Norden, der 800 Kilometer betrug, erlitt Peary einen Bruch des rechten Beines. Der Haupterfolg war die Entdeckung der Inlandeisabhängigkeit an der Nordküste von Grönland und der Nachweis der Inselnatur dieses Festlandes. Die höchste erreichte Breite war 81 Grad 35 Minuten. Schon im Jahre 1893 befand er sich dann wieder im Polargebiet, diesmal für 27 Monate. Bei dieser Gelegenheit entdeckte er die berühmten Meteoriten am Kap York. Seinen Breitenrekord schlug er aber nur um 5 Minuten. Der Versuch, auch die größte dieser vom Himmel gefallenen Massen nach seiner Heimat zu schaffen, mißlang im Jahre 1896 und wurde erst im folgenden Jahre von Erfolg gekrönt. Seitdem befinden sich die Vereinigten Staaten im Besitze des größten bekannten Meteorsteines der Welt. Einen weiteren Fortschritt gegen den Pol erzielte Peary erst im Jahre 1899, aber wieder nur um weitere 10 Minuten, also bis 81 Grad 50 Minuten. Im Jahre 1900 kam er dann bis 83 Grad 59 Minuten, im Jahre 1902 bis 84 Grad 17 Minuten, im Jahre 1906 bis 87 Grad 60 Minuten und im Jahre 1909 endlich bis zum Nordpol. Diese etwas trodene Aufzählung dürfte Peary in seinem Vortrag nicht vermeiden, denn es gab kein besseres Mittel für ihn, seine Qualifikation zum Nordpolentdecker nachzuweisen. Zweimal hatte er sein Schiff durch das Eis bis zum höchsten jemals auf der westlichen Halbkugel erreichten Punkt hinaufgeführt und bis zum höchsten Punkt, den überhaupt je ein Schiff unter eigenem Dampf errungen hatte. Viele andere Schiffe haben versucht, ihm dieses Meisterstück nachzumachen, aber sie sind entweder zugrunde gegangen oder auf halbem Wege umgekehrt. Vielleicht seine glänzendste Leistung und eine der erstaunlichsten, die im Kampf um den Nordpol überhaupt berichtet worden ist, war seine Heimreise im Jahre 1906, als er den „Moosevelt“ durch das schwerste Eis und unter einer unermüdlichen Folge von Stürmen mit gebrochenem Steuerruder und Achtersteven, mit beschädigten Schrauben und unter fortwährender Tätigkeit der Pumpen glücklich bis in einen sicheren Hafen führte. Als das Schiff nach dieser Reise gebolt wurde, war es eine Sehenswürdigkeit, die mit Recht von vielen mit der größten Bewunderung bestaunt wurde. Wer solche Taten zu vollbringen imstande ist, dem mag freilich das Vertrauen in außerordentlichem Grade entgegenkommen, und daraus erklärt es sich, daß Peary sofort mit einer Gläubigkeit als Nordpolentdecker begrüßt wurde, die seinem Lebenshüter nicht zuteil wurde. Aus seinem Munde klingt auch die Behauptung, daß seine Leistungsfähigkeit bei der letzten erfolgreichen Reise mit jedem Tage zunahm, statt etwa sich zu vermindern, nicht wie eine Menomage. Den letzten Teil der Strecke durchmaß Peary bekanntlich mit seinem schwarzen Diener Henson und drei Eskimos. Zur Beförderung hatte er 5 Schlitten und 40 seiner besten Hunde. Er rechnete darauf, den Pol in fünf Märschen von je 25 geographischen Meilen (etwa 40 Kilometer) zu erreichen. Am Ende des fünften Marsches verzog sich die Bewölkung des Himmels soweit, daß es Peary möglich wurde, ungefähr zur örtlichen Mittagsstunde die Breite von 89 Grad 57 Minuten zu bestimmen. Nach einigen Stunden brach er von neuem mit einem ganz leichten Schlitten, der nur Instrumente trug und von einem doppelten Hundegespann gezogen wurde, wieder auf, drang noch weitere 16 Kilometer vor und konnte, da sich der Himmel glücklicherweise wieder aufklärte, neue Beobachtungen aufnehmen, die ihm zeigten, daß er bereits etwas über den Pol hinausgegangen war. Nach seiner Rückkehr zum Lager machte er noch eine Reise von 13 Kilometern ostwärts und führte noch mehrere Beobachtungen aus, die seine Ueberzeugung befestigten, daß er den Pol erreicht und überschritten habe. Wenn etwas an dem Verlauf dieser Expedition zu bedauern bliebe, so ist es der Umstand, daß die letzten Lotungen in den höchsten Breiten nicht ganz zum Ziel geführt haben. Die erwähnte Lotung von 1260 Faden, die noch Kapitän Bartlett ausführte, wurde absichtlich nicht bis zum Meeresboden vorgenommen, weil Bartlett fürchtete, der Lotungsdraht könne dabei reißen. Peary hatte ihm aber ausdrücklich die größte Vorsicht anbefohlen, weil er für eine ähnliche Messung in unmittelbarer Nähe des Pols den Apparat brauchen wollte. Leider wurde diese Absicht dennoch nicht erreicht, da bei der letzten Lotung von 1500 Faden der Draht riß und verloren ging. Wie tief das Meer am Nordpol ist, bleibt also noch genauer festzustellen, und die Ausführung einer solchen Messung würde allein eine Reise lohnen. Das kann um so mehr gesagt werden, als jetzt Hoffnung vorhanden ist, daß die Polarforschungen künftig von einem mehr wissenschaftlichen Geist getragen sein werden als bisher, da jetzt der Anreiz zur Entdeckung des Pols geschwunden ist.